

Marina und Andreas sind ein mehr oder weniger stabil verheiratetes russisch-deutsches Paar in den besten Jahren, in ihrem Freundeskreis Schriftsteller, Dichter, Künstler: Der Sinologe Pawel kennt zwar nach wie vor hunderte von chinesischen Gedichten auswendig, vergisst aber, was vor einer Stunde war. Der Ballerina Antonia sind die Menschen ausgegangen, denen sie von ihren Tourneen Geschenke mitbringen kann. Und aus dem Russisch-Studenten John ist ein Agent geworden. Und während der alte russische Dichter Fjodor stirbt, werden gerade wieder neue Künstler geboren: Andreas' und Marinas Kinder zum Beispiel. Scharfsichtig und humorvoll erzählt Olga Martynova von Russen und Deutschen, von Dichtern, Schamanen und Spionen, vom Eheleben und vom Erwachsenwerden.

OLGA MARTYNOVA, 1962 bei Krasnojarsk in Sibirien geboren, wuchs in Leningrad auf, studierte russische Sprache und Literatur; 1991 zog sie nach Deutschland. Sie lebt mit ihrem Mann Oleg Jurjew in Frankfurt/Main. Sie schreibt Gedichte (auf Russisch) und Essays und Prosa (auf Deutsch). Mit ihrer Lyrik war Olga Martynova auf der Longlist für den Russischen Preis 2009, mit ihrem Roman-Debüt »Sogar Papageien überleben uns« kam sie auf die Longlist des Deutschen Buchpreises und auf die Shortlist des Aspekte-Preises. 2011 erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis und den Roswitha-von-Gandersheim-Preis. 2012 wurde sie für ein Kapitel aus »Mörikes Schlüsselbein« mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet.

OLGA MARTYNOVA

Mörikes
Schlüsselbein

Roman

btb

Die Autorin dankt der Stadt Frankfurt am Main und der
Robert Bosch Stiftung für die Förderung dieses
Romanprojektes.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2015
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2010

by Literaturverlag Droschl Graz – Wien

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / Gallery Stock

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74644-6

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Sichtbare Seite des Lebens.

(Jelena Schwarz)

Unsichtbare Seite des Lebens.

... Sie haben wahrscheinlich bemerkt, dass alle Dichter etwas seltsam sind, sie sind ein bisschen wie nicht ganz bei Sinnen, sogar die schlechten Dichter. Das ist deshalb, weil sie einem musikalischen Schwingen ausgesetzt sind, und dieses Schwingen rüttelt ihre Psyche locker. So wird der Mensch zu einer Geisel der musikalischen Rhythmen, die in ihm brausen. Und sogar schlechte Dichter sind dieser Gefahr ausgesetzt ...

(Jelena Schwarz)

I

In einem Roman wird das Leben beschrieben, da läuft angeblich die Zeit, aber sie hat nichts gemeinsam mit der wirklichen Zeit, da gibt es keine Ablösung des Tages durch die Nacht, da entsinnt man sich spielerisch beinah des ganzen Lebens, während du dich in der Wirklichkeit kaum an den gestrigen Tag erinnern kannst. Und überhaupt: Jede Beschreibung ist falsch. Der Satz: »Ein Mensch sitzt, über seinem Kopf ist ein Schiff« ist doch vielleicht richtiger als »Ein Mensch sitzt und liest ein Buch«. Der einzige seinem Prinzip nach richtige Roman ist der von mir. Aber er ist schlecht geschrieben.

(Alexander Wwedenski)

KRANKENZIMMER NR. 13.54 / ROSENGARTEN IM SCHNEE / FÜNFZIGEUROSCHEN

1.

Professor Bach sitzt im Schneidersitz auf dem hohen Krankenhausbett und liest ein Buch. Über seinem Kopf hängt eine Tropfflasche: leer. Der Tropfständer steht einfach da, der Patient braucht keine Infusion mehr. Hat wahrscheinlich auch von Anfang an keine gebraucht. Der Therapeut, denkt Professor Bach, meint: Nur einmal in der Woche. »Nein, nein«, sagt der Therapeut, »jeden Tag wäre zu viel. So würde das Außergewöhnliche wieder zur Routine.«

Na denn.

Während Professor Bach das denkt, liest sich das Buch weiter:

da steht im reifen 19. Jahrhundert ein kränkliches Mädchen, ein Backfisch aus einer Familie von Petersburger Deutschen (das Buch ist ein russischer Roman), vor einem Bücherregal. Um ihre Oberlippe zuckt unter feiner Haut ein Würmchen, ein Zeichen ihrer nervösen Aufmerksamkeit. Während das Mädchen vor dem Bücherregal steht,

glaubt Professor Bach, dass er das Buch weiterliest.

Als Professor Bach noch Student war, las er alles, was auf der Liste der empfohlenen Literatur stand, obwohl fast alle Dozenten im Grunde auf ein paar Titel verwiesen, die unentbehrlich bzw. ausreichend seien. Eben das, diese Gründlichkeit, ist sein Problem, sagt der Therapeut. Seine Herzbeschwerden sind

psychosomatischer Natur, sagt er. Seine Nerven sind überstrapaziert, man muss ihnen eine Entspannung gönnen, sie mit einer Ablenkung überlisten:

Autogenes Training;

Musik;

Ausflüge in die Natur;

Schaumbäder;

ein Glas Wein, abends;

Schwimmen;

Tanzen, manche nehmen Tanzunterricht, Tango oder ähnliches, das ist äußerst befriedigend;

Kochen wäre nicht schlecht, wäre das nicht meistens mit viel Essen verbunden;

Gartenarbeit, eine sehr kontemplative Angelegenheit.

Yoga, sagt Marina. Und wir machen eine Reise nach China. Frag deinen Doktor, er wird dir sagen, dass das nicht verkehrt wäre.

»Das wäre nicht verkehrt«, sagt der Therapeut. »Aber«, sagt der Therapeut, »noch etwas: Einmal in der Woche völlig abschalten. Sich von dem eingefahrenen Leben abgrenzen. Neustart. Etwas tun, was man früher nie gemacht hat, auch nicht vorhatte. Versuchen Sie es«, sagt der Therapeut, »aber ohne sich zu stark anzustrengen.«

Und was bitte wäre das dann? Merkwürdig, wie wenig Möglichkeiten du hast, etwas zu machen, was nicht zum Ablauf deines Lebens gehört, ohne das, was zum Ablauf deines Lebens gehört, zum Entgleisen zu bringen.

Professor Bach denkt an einen gestern in einem Café im Hof der Klinik mitgehörten Satz. Außer ihm, der auf seine Frau wartete, saß da nur ein Paar am Fenstertisch: beide jung, gut gekleidet, weniger zum staubigen Plüschambiente der verglasten Dachterrasse passend als zur grau-weißen Strichzeichnung der

verschneiten Zweige draußen. Das Surren des Kaffeeautomaten, das Radio, die Handyunterhaltung der Kellnerin machten sie zu Figuren eines Stummfilms, der lief, bis plötzlich der Kaffee fertig war, der Rundfunksprecher zur Steigerung der Spannung eine Pause einlegte und die sprechende Kellnerin ihr Telefon zuklappte. Der Raum duldet keine Stille, der Stummfilm wurde zu einem Tonfilm und eine Männerstimme sagte: »Ich kann in Zügen Fenster putzen und Brezeln verkaufen, nein, im Ernst ...« Das wiedererwachte Zischen-Berichten-Lachen verschluckte die Stimme der Frau, und aus dem Paar wurden zwei Fische, die lautlos ihre Münder öffneten. Erst jetzt, einen Tag später, fällt Professor Bach ein, wie seltsam dieser Satz war, der mit einem schwer greifbaren, vermutlich osteuropäischen Akzent gesprochen wurde. Kein Wunder also, dass die beiden durch das kurz zur Lüftung geöffnete Fenster hinausschwammen. »Na, so eine Frechheit!«, sagte die Kellnerin ihrem Handy, fand aber dann die Münzen auf dem Tisch und beruhigte sich. Die beiden dem Cafésaquarium entschwommenen Fische wurden immer kleiner zwischen den immer größer, bis zur Kenntlichkeit ihrer Sechseckigkeit, werdenden Schneeflocken – und verschwanden. Professor Bach wird ein bisschen neidisch, klappt das Buch zu und hebt die Augen vom Buch zum Krankenzimmerfenster:

(das Mädchen mit dem zuckenden Würmchen über der Oberlippe feiert im zugeklappten Buch ihren 16. Geburtstag und wird mit Liebe und Geschenken überschüttet, ein modischer Künstler aus dem Familienbekanntenkreis schenkt ihr sogar ein Wassernymphenbild, was dem Erzähler aus welchem Grund auch immer nicht gefällt. Ihn beunruhigt)

: Rosengarten im Schnee. Einige Blumen, die ihre Blütenblätter zu geeigneter Zeit nicht fallen ließen, lassen sich jetzt vom

Schneestaub die Nase pudern und halluzinieren den Sommer. Der Reststaub aus dem erheiterten Himmel. Die Mittagssonne fällt auf einen Fünfeuroschein, den sein Zimmernachbar auf dem Betttisch hat liegen lassen, für morgen: Er wird (wie auch Professor Bach) morgen entlassen, und der Schein ist für die Krankenschwestern, für die Kaffeekasse. Die Frau seines Zimmernachbarn, eine energische, aparte Dame um die siebenzig, meinte, er solle ihn bis dahin wieder in seine Brieftasche stecken. Er stimmte ihr zu, vergaß das dann wohl.

Das ist das, wonach ich suche!, denkt Professor Bach.

In dem blanken Winterlicht sieht er eine sonst nicht sichtbare Grenze zwischen zwei Welten: der Welt des Bürgerlichen und der Welt des Vogelfreien (sein Professorenverstand protestiert gegen die Ungenauigkeit der beiden Begriffe, während sein ungebundener Doppelgänger darauf pfeift). Er schreitet in eine andere Dimension. Er empfindet eine elementare Verachtung für Menschen, die in ihren Wohnungen und Häusern leben, Geld verdienen, von dem verdienten Geld ausgehend ihr Leben einrichten, reisen, Autogenes Training betreiben, Ausflüge in die Natur unternehmen, sich abends ein Glas Wein gönnen, Kochkurse belegen, sich kontemplativer Gartenarbeit widmen. Er nimmt den Geldschein, und durch die Berührung mit dem harten Papier (Flügel eines Käfers, Grundschüler Bach winkt aus einem Sommerwald und steckt einen ihm noch unbekanntem Käfer in eine Streichholzschachtel) kommt er wieder auf *seine* Seite der Welt, wo ein Dieb ein verhasstes und verachtetes Arschloch ist, das skrupellos in das Leben von ohnehin durch Sorgen und Ängste geplagten Menschen einbricht.

Er stellt sich den (vermutlich minderjährigen osteuropäischen, laut Polizei war eine solche Gruppe in der Stadt unterwegs) Dieb vor, der vor ein paar Jahren seine Wohnung ausräumte: Wie er die Tür lautlos öffnete, wie er aus dem dunklen Flur ins Wohnzimmer trat, das vom Sonnenlicht durchschossen wur-

de, wie er dort stand, als wäre er kein kleiner mieser Dieb, sondern ein Kaiser in einem frisch eroberten Land: erwartungsvoll. Wie ihn Zorn ergriff, als er kaum etwas außer Büchern vorfand. Wie lustvoll seine Wut war, als er das alte Notebook zertrampelte und alles vom Schreibtisch auf den Boden warf, die schwere Vase mit Rosen, die Marina wer weiß wozu auf den Tisch gestellt hatte, landete auf dem ohnehin beschädigten Notebook, aus dem der Computermann später keine einzige Datei retten konnte. Professor Bach, der folglich das erste Kapitel seines Buches über die Deutschen im Russland des 19. Jahrhunderts neu schreiben musste (Marina meinte, es sei noch besser geworden) war dem Schuft nicht nur egal, er war für ihn nicht real. Unwirklich. Und nun war Professor Bach für eine Sekunde gleichzeitig auf beiden Seiten der Grenze zwischen den beiden Welten, Raubvogel und Geflügel zugleich. Als diese Sekunde vorbei war, blieb nur die Scham. Und – nur ein wenig, weil unwahrscheinlich – die Angst, dass man ihn bloßstellen würde.

Gut, gut, denkt Professor Bach, ich kann den Schein jetzt ruhig zurücklegen, ich habe alles davon, was davon zu haben war.

Die Türen gehen lautlos auseinander und ein Pfleger schiebt den Rollstuhl mit dem Zimmernachbarn herein. Der alte Mann kann gut laufen, ist aber zu langsam für die ungeduldige Routine des Krankenhausbetriebs. So rollt man ihn, wenn er woanders untersucht werden muss.

Zum Glück hat sich Professor Bach vom Betttisch seines Nachbarn entfernt und steht wieder am Fenster. Er zuckt zusammen, aber – keine Atemnot, kein Schwindel, kein Zittern, nichts von dem, wovor er fast ständig Angst hat. Hat es funktioniert? Nicht schlecht fürs erste Mal! Aber nun hat er ein Problem: Das Geld muss zurückgebracht werden. Bevor man sein Fehlen bemerkt.

Nachts hat es wieder geschneit (zu früh, eigentlich, es war noch

Herbst, und man rechnete noch mit ein paar warmen Wochen). Das heißt, das wird sich auch heute wiederholen: Das trockene, noch nicht verkrustete Weiß wird unter den Sohlen knirschen. Wie gestärkte Wäsche, hatte er gestern gedacht und dachte es wieder. Der frische Schnee aus der Kommode. Seine Mutter legte viel Wert darauf, dass die Bettwäsche ordentlich gebleicht, gestärkt und gebügelt wurde. Er weiß noch, wie sich der kühle Stoff des Kissenbezuges auf der Wange anfühlte. Irgendetwas hat sie mit der Wäsche gemacht, was keiner mehr kann. Nur in sehr teuren Hotels vielleicht. Aber ob sie knisterte? Das weiß er nicht mehr. Die Wäsche ist anders geworden, weicher. Als beginne der Schnee zu tauen. Und nicht mehr weiß, sondern bunt, was natürlich eine gewisse Nachlässigkeit beim Waschen/Stärken/Bügeln erlaubt. Womöglich hat er das mit dem Schnee und der Wäsche doch einfach irgendwo gelesen. Trotzdem hat er dieses Geknister schon einmal gehört, und das war nicht so lange her. Er versteht auf einmal, dass es ausgesprochen wichtig ist, wieder zu wissen, welches andere Knistern von diesem Knistern angetastet wurde. Dieses Wissen ist fast da, fast zu sehen, wie hinter Pauspapier, gleich ...

2.

»Grüß dich, Andreas«, sagte Marina und brachte in den Raum:

1. endlich den Vornamen;
2. Kälte von draußen: eine große Menge für das ganze Krankenzimmer plus, komprimiert, von ihren Lippen kurz an die seinen;
3. zwei Pappbecher Cappuccino.

Plus viele Sommersprossen und hellrote, wellige Haare über dem schwarzweißen Fischgrätmuster ihres schmalen, geraden

Mantels. Das aber übersah er fast, so, wie man das Äußere eines Menschen nicht beachtet, der einem nahe steht. Er hatte sich an sie gewöhnt: an ihre länglichen aufmerksamen Augen, ihren jetzt ungeschminkten Mund, der immer so aussah, als würde sie gleich sprechen:

»Trink deinen Cappuccino und zieh dich an, wir gehen in den Garten«, sagte sie und hängte ihren Mantel an den Haken neben der Tür.

Das ist immer so: Wenn er Kaffee trinkt, müssen sie schleunigst nach draußen. Wenn sie draußen sind, müssen sie unbedingt ins Café. Wenn sie zu Hause bleiben, müssen sie Gäste einladen. Und am liebsten ständig verreisen, dachte Andreas, schwieg aber. Auf der anderen Gedankenspur knirschte immer noch der Schnee. Immer mehr hing davon ab, ob er sich daran erinnern würde, wann er das andere Knistern gehört hatte. *Ich werde diese Luftnot nie wieder bekommen, wenn ich wieder weiß, was das war*, sagte er sich und hatte sofort Angst, dass Atemnot, Schweißausbruch, Schwindel, Händezittern und Panik aller Körperglieder gleich wieder kommen würden, falls er das Rätsel nicht löste.

»Wir gehen besser in den Garten, solange die Sonne noch da ist«, sagte Marina.

War vielleicht ihre unruhige Natur schuld, dass er, als sie sich auf stille und unerklärliche Weise vor zwanzig Jahren von ihm getrennt hatte, nichts tun konnte, nur die Situation so annehmen, wie sie war? Oder: er *wollte* nichts tun, aus Angst vor dieser ihrer Unruhe? *Sie* glaubt wohl, dass er nichts tun *wollte*. Als ihr nach zwanzig Jahren wieder danach war, mit ihm zusammen zu sein, fragte er sich, ob es sich lohnte, sich an sie zu gewöhnen. Ob sie länger bei dieser Idee bleiben würde. Für sie wäre es kein Problem, einmal in der Woche, ja öfter sogar, etwas Blödes zu veranstalten, wovon man nicht einmal geträumt hätte, dass man es tun würde.

»Bist du fertig? Gehen wir?«, sagte Marina.

Es passte ihm sowieso, er musste den Schnee unter seinen Sohlen wieder hören, um sich an das andere Knistern erinnern zu können.

Er war bereits im Mantel und am Gehen, als sie das von ihm zugeklappte Buch von Nikolaj Leskow aufschlug und vorlas:

»Alle wissen: Wenn man keinen Wert darauf legt, ob die Arme und Beine leichter Konstruktion sind, und nicht verlangt, dass jedes Gesicht einen besonderen Ausdruck hat, dann findet man kaum irgendwo in Petersburg so viele frische Gesichter, weiße Schultern und wohlgebaute Brüste, wie wenn du auf der Wassiljewskij-Insel unter ihren tugendhaften Bewohnerinnen deutscher Abstammung bist.«

Andreas wollte sagen, dass das Buch von einem deutschen Mädchen mit zuckendem Würmchen und sehr besonderem Gesichtsausdruck erzählt, was den von Marina hervorgehobenen ironischen Wendungen widerspricht. Er schwieg aber, es fehlte noch, dass Marina ihn auslachte, er sei wegen dieser Beschreibung der Deutschen beleidigt. Er überlegte sich, ob er den Mantel nun wieder ablegen sollte, um ihr noch im Zimmer die Nachricht mitzuteilen:

»Es klappt mit dem Forschungssemester. Wir fahren dann zu dir nach Petersburg. Ich werde endlich richtig Zeit und Ruhe für mein Buch haben.«

Das Sitzen in den Bibliotheken und Archiven von früh bis spät wäre nicht ganz im Sinne der therapeutischen Empfehlungen, aber es würde sich etwas dort finden. Auf jeden Fall eher als hier.

»Was soll ich in Petersburg«, sagte Marina. »Ich habe gerade erst das gefunden, was ich gerne tue. Endlich mal!«

Das war wahr. Unklar war, wie sie überhaupt so lange das Universitätsleben hatte ertragen können. Die Stelle in einem Kul-

turfonds, die sie seit einem Jahr hatte, passte am besten zu ihr: viel Reisen, viele Menschen, Unrast als Auftrag.

»Aber du kannst dort bei mir wohnen. Und ich werde dich besuchen. Ich muss sowieso öfter dorthin, wegen ein paar Projekten, du weißt schon. Oh, weißt du was, ich miete mir für die Zeit etwas in Frankfurt, um nicht ständig pendeln zu müssen. Was soll ich in Berlin, wenn du nicht da bist.«

Gut für sie, dachte er, aber warum muss er immer von Leere umgeben sein, er, der es mag, dass im Hintergrund jemand spricht, atmet, lacht, isst, telefoniert, auch wenn ihn das bei seiner Arbeit stört. Als Sabine und er sich getrennt hatten, hatte er sich sogar überlegt, eine WG zu gründen, mit ein paar Single-Kollegen.

3.

»Sie sind mit Ihren neunzig Jahren sehr gut drauf«, sagte seinem Zimmernachbarn die Krankenschwester, eine kleine Rusin mit Haar aus schwarzer Zuckerwatte.

Während der Zimmernachbar seinen Mund langsam zur Antwort aufat, wurden Andreas' Eingeweide kurz mit heißem Dampf abgebrüht und dann mit schwarzem Eis abgeschreckt. Er schaute nicht zum Betttisch seines Zimmernachbarn, er wusste ohnehin, was dort war (ein Plastikbecher, eine Flasche Mineralwasser, Leibniz-Butterkekse, Tablettenboxen, eine Bibel und eine ungewisse Zahl schlapper, durch die Beichte entschärfter Todsünden: Gestern, als Andreas im Begriff gewesen war, das Krankenzimmer zu verlassen, um sich mit Marina im Krankenhaus-Café zu treffen, war ein Krankenhauspfarrer gekommen, der noch vor dem Frühstück bestellt worden

war. Der Zimmernachbar hatte beichten wollen. »Beginnen wir mit dem sechsten Gebot«, hatte Andreas den alten Mann sagen hören und war davongeeilt. Jetzt würde ihn allerdings sehr interessieren, was der alte Mann zum siebten Gebot gesagt hatte und ob überhaupt).

Er wusste auch, was dort nicht war (ein Fünzfzigeuroschein). Will der alte Mann, der seinen Mund nun zum Sprechen geöffnet hat, den Diebstahl melden?

»So eine nette Krankenschwester sind Sie«, sagte der Zimmernachbar mit einer aus Papier hergestellten Stimme, die zum zerknüllten Pauspapier seiner Haut passte. »Wie heißen Sie?« *Pauspapier*, dachte Andreas, *was war das eben gleich mit Pauspapier?*

»Ljuba Rappoport«, die Krankenschwester sammelte die leeren Tablettenboxen auf das Tablett.

»Seltsam«, sagte der Zimmernachbar. »In meiner Jugend, noch vor dem Krieg, habe ich so viele Rappoports gekannt. Und dann nicht mehr. Interessant.«

Die beiden Frauen tauschten Blicke und lachten. Der Zimmernachbar nickte zustimmend und zufrieden, wie einer, dem ein Witz gelungen ist.

Was war da aber zu lachen, wollte Andreas wissen, als Marina und er endlich zwischen den rechteckig geschnittenen und weiß bedeckten Rosenhecken gingen. Der alte Mann hatte keinen Schimmer, was er gerade gesagt hatte.

»So ein unschuldiger Schuft«, sagte Marina zerstreut. Sie musste sich sehr konzentrieren, um mit ihren hohen Absätzen über die bereits kompakte, aber immer noch frische Schneeschicht zu laufen.

»Wieso hast du bei diesem Wetter diese Schuhe an?«, sagte Andreas, der keine Lust mehr hatte, den alten Mann zu verteidigen.

»Ja, ja«, sagte Marina, »du hast recht.« Was meinte sie nun, die sonst immer glaubte, recht zu haben, den alten Mann oder die

Schuhe? »Doch weißt du was, abgesehen davon, dass ich so klein bin, man muss sich anstrengen, keine Ahnung, auf sich achten. Meine Großmama hatte immer einen Lippenstift auf dem Nachttisch, eine Gewohnheit seit dem Krieg. Wenn sie im Schlaf von Bombenalarm überrascht wurde, konnte sie auf dem Weg zum Bombenkeller noch die Lippen nachziehen, um *anständig auszusehen*, oder, wie es bei ihrer Aushilfsfrau hieß, um nicht auszusehen wie *eine alte Sarah*. Stell dir vor, sie hatte immer eine Aushilfsfrau. Sogar als sie gehungert hatte, in den 30ern, nach dem Tod meines Großvaters, als sie Schmuck und Tafelsilber gegen Brot tauschen musste, hat sie ein Dienstmädchen gehabt. Sie war stolz darauf. Mich als Kind hat das befremdet, wenn nicht sogar empört, ich dachte, man kann eher darauf stolz sein, dass man für sich selbst sorgen kann. Das ist auch heute so, ich fühle mich fast unwohl, wenn deine Polin kommt, beschämt, dass sie schmutzige Arbeit erledigt, während ich ein Buch lese. Egal. Das Buch zu lesen *ist* meine Arbeit. Die Aufwartefrau meiner Großmutter sagte mir, wenn zum Beispiel meine Strümpfe verrutscht waren: ›Was hast du Strümpfe wie eine alte Sarah.‹ Für mich war das einfach so ein Spruch, einmal habe ich das Lisa gesagt: ›Was hast du Strümpfe wie eine alte Sarah.‹ Erst an ihrer Reaktion wurde mir klar, nicht *was* ich *wem* gesagt habe, sondern was der Satz überhaupt bedeutet. Das heißt, ich habe verstanden, *was* ich sagte, erst dadurch, *wem* ich das sagte.« Das gilt also zugleich den Schuhen und dem Zimmernachbarn. Womit aber sollte er recht haben? Na gut.

»Meine Großmutter hatte das auch, auch einen Lippenstift griffbereit, ich glaube, aus demselben Grund: Luftalarm«, sagte Andreas, erzählte aber nicht, was *er* als Kind so alles mitbekommen hatte. Um Sarahs Strümpfe nicht unbeantwortet hängen zu lassen, sagte er als Marinas Gastgeber in der deutschen Sprache: »Das ist wie mit ›Kruzitürken‹, wie es der Bayer sagt und dabei wohl auch nicht an Türken denkt.«

»Sag mal, warum willst du nicht noch ein bisschen draufzahlen und Anspruch auf das Einbettzimmer anmelden?«, sagte Marina, die sich, leichtsinnig wie sie war, eine schicke Privatversicherung ausgesucht hatte und nicht zugeben wollte, dass ein Zweibettzimmer Luxus genug war. Sollte er ihr erzählen, dass er eine leichtsinnige Frau, nämlich sie, hatte; dass seine Mutter in einem teuren Pflegeheim war (das sie zwar noch selbst bezahlen konnte, aber wie lange noch?); dass er zwei Kinder hatte; dass er eine Privatsphäre hatte, die auch Geld kostete. Nein, Letzteres sollte er auf keinen Fall erzählen. Und endlich, dass er es nicht mochte, allein in einem Raum zu bleiben.

Übrigens. Das Knirschen hieß Laura. Er wusste es jetzt, als hätte sich ein Vorhang lautlos aufgeschoben. Es war im vorigen Herbst. Marina war in Petersburg. Er lud Laura zu einem gemeinsamen Wochenende auf dem Land ein. Morgens roch die herbstliche Sonne nach Frost. Die Grashalme horchten auf den nahen Winter. Mitten im Feld stand eine Scheune, die nur lange Wände hatte. Das Fehlen von kurzen Wänden formte sie in einen Tunnel um. Auf dem Boden sammelten sich tote Marienkäfer. Einige waren orangerot mit schwarzen Punkten, die anderen waren auf dem Schwarzen rot gepunktet. Ein knuspriger Teppich, der unter den Sohlen knirschte: rot-schwarz, schwarz-rot.

»Ich habe gelesen, Marienkäfer kopulieren bis zu 19 Stunden, dabei sind die Weibchen manchmal tot vor Erschöpfung, die Männchen merken das aber nicht und machen weiter«, sagte Laura: »Stell dir vor, das wären lauter Weibchen unter unseren Stiefeln: von Männchen bis zum Tode geliebt und verlassen.« Der Schnee unter den Sohlen = das Geknister der toten Marienkäferweibchen.

(Ein Kind winkt in Eile von der spätsommerlichen Ostseeküste und läuft Onkel Peter hinterher, der summt:

Marienwürmchen, Marienwurm,
flieg nach Marienbrunnchen, Marienbrunn,
hol uns 'ne Menge Regen nun
und dann 'ne Menge Sunn

– oder so ähnlich)

Sie liebe einen anderen, der sie nicht liebe, den bekannten Schriftsteller Caspar Waidegger, sagte sie, als sie zum ersten Mal in ihrer kleinen Studentenwohnung zusammen frühstückten, Kaffeekanne in der Hand, Haarsträhnen im gesenkten Gesicht. *Ich auch*, hätte er beinah gesagt, weil er damals noch nicht wusste, wie es mit Marina weitergehen würde (ob er das jetzt weiß?), und überhaupt Lust auf etwas Mitleid hatte. Aber ein Mann darf einer Frau so etwas nicht sagen, dachte er und schwieg, gekränkt. Wie empfindet sie das: Haut an Haut mit der sich langsam reduzierenden Existenz eines alternden Körpers. Er wollte sie immer fragen. Und wagte es nicht.

Was, wenn er ihr genau so fremdartig fossil vorkäme wie ihm sein Zimmernachbar? Er hob die Augen zum ersten Stockwerk. Auf dem Fenstersims stapelten sich Vorräte, die sein Zimmernachbar dort liebevoll arrangiert und seine Frau noch nicht weggeräumt hatte: Vierecke und Zylinder verschiedener Farben und Größen.

4.

»Ich gehe jetzt«, sagte Marina.

»Nein«, sagte Andreas.

»Doch«, sagte Marina.

»Nein«, sagte Andreas.

»Doch«, sagte Marina, »ich bin noch mit deinen Kindern verabredet, ich habe sie in eine Konditorei eingeladen.«

»Na gut«, sagte Andreas, »aber was wollt ihr in einer Konditorei?«

Und Marina sagte: »In den Familienromanen führt man die Kinder des Lebenspartners immer in eine Konditorei. Weißt du das nicht?«

Noch mehr nervte ihn, dass Marina und Sabine sich so gut verstanden. Sie ging, und die Schneeflocken wurden immer größer und deutlicher, bis zur Kenntlichkeit ihrer Sechseckigkeit. Plötzlich bekam er wieder keine Luft mehr. Er setzte sich auf eine Gartenbank. Er könnte sich genau so gut in einen Schneehaufen setzen. Vielleicht war das auch ein Schneehaufen, den er für eine Gartenbank hielt. Er zitterte, als fließe das Blut in seinen Adern im engen Zickzack. Er hob seine Hand und schaute sie an: Die Finger blieben ruhig, sogar das Zittern war nur seine Einbildung.

Steh auf. Sonst wirst du zu einem Schneehaufen in Form eines Professor Bach.

Aha, das wäre das dann – ein Schneehaufen werden. Das wäre das, was er nie gemacht hat und nie vorhatte zu machen. Zu einem Schneehaufen werden – niemand wird dich finden, niemand wird dich begraben müssen. Dann kommen Kinder und machen einen Schneemann aus dir. Dann kommt der Frühling und macht eine Pfütze aus dem Schneemann. Dann kommt die Sonne und macht Dampf aus der Pfütze. Dann kommt der Herbst und macht eine Wolke aus dem Dampf. Dann kommt der Winter und macht Schnee aus der Wolke. Dann kommen Kinder. Du aber wirst nicht mehr sein.

Steh auf.

Wäre ein Bordellbesuch geeignet? Das wäre immerhin etwas

Neues. Das fremde Reich betreten, das nur jenseits deines Lebens existiert. Für dich also nicht real ist. Unwirklich. Nicht wissen, was wie wem sagen, wie groß das Trinkgeld an der Theke (am Tisch?) sein soll. Sich eine Frau aussuchen, die Dienst leistet, der viel persönlicher als eine normale Dienstleistung, zugleich aber viel unpersönlicher als der Dienst einer, sagen wir, Kellnerin ist (*du hast zu viel russische Literatur gelesen*, sagt sich Herr Professor Bach und denkt an seinen amerikanischen Freund, Professor Perlman, der ihm erzählt hat, wie in den USA die ins Alter gekommenen Prostituierten zu Pflegerinnen umgeschult werden, wofür sie gut geeignet sind, sie sind ja gewohnt, sich mit alten unschönen Körpern zu befassen, alles schnell und freundlich zu erledigen).

Steh auf.

Was ginge noch, was würde der Therapeut gutheißen?

Warum gehen die Vorstellungen vom Außergewöhnlichen in diese Richtung? Warum nicht etwas Gutes tun? Etwas außergewöhnlich Gutes.

»Einer meiner Patienten ist für ein paar Stunden betteln gegangen«, sagte der Therapeut. »Die erfrischende Wirkung war gewaltig, er konnte kaum aufhören, darüber zu sprechen. Aber er ist ein junger Mann, ein Schauspieler dazu, und, ich vermute, ein Lebenskünstler hauptsächlich. Ihnen rate ich das selbstverständlich nicht, Herr Professor. Versuchen Sie es als erstes mit einem Fallschirmsprung.«

Was soll das? Warum nicht? Bin ich etwa schon so alt, dass man mir betteln gehen nicht zutraut? Würden die anderen, die echten Bettler mich verjagen?

Marina erzählte, dass es in Indien einen Lehrer gab, der seine Schüler, und das waren junge Männer aus aristokratischen und wohlhabenden Familien, betteln schickte. Sie sollten im Unangenehmen erfahren werden. »Ich war einmal mit einer Freundin trampen, wir haben das gemacht. Das ist unglaub-

lich. Du bist nicht mehr du. Irgendwer bist du schon, aber nicht du. Das ist eine andere Dimension. Ich würde diese Erfahrung weder missen noch wiederholen wollen.«

Steh auf. Sonst wirst du zu einem Schneehaufen, zu einem Schneemann, zu einer Pfütze, zu Dampf, zu einer Wolke.

5.

Als Professor Bach vor seinem Krankenzimmer ankam, gingen die Türen lautlos auseinander, und zwei Pfleger rollten das Bett mit der abgedeckten verlassenen Puppenhülle aus zerknülltem Pauspapier heraus. Was sollte er nun mit dem Fünfzigeuroschein?

Marina hat vielleicht doch recht mit der Zusatzversicherung, dachte Professor Bach und wollte plötzlich Marina sehen, mit ihr sprechen, sie berühren. Einen lebenden Körper berühren, die Haut, unter der das Blut noch fließt. Aber er war allein im geräumigen Krankenzimmer und dachte, dass alle Menschen, die er kannte, ganz gut ohne ihn zurecht zu kommen in der Lage waren, dass sie ihr geheimnisvolles Leben weiter lebten, während er allein im geräumigen Krankenzimmer stand. *Marina, dachte er, komm zurück. Komm jetzt.*

Wieder gingen die Türen auseinander. Man rollte das neue, noch leere Bett herein: eine rechteckig geschnittene und mit Schnee bedeckte Rosenhecke aus dem Garten.



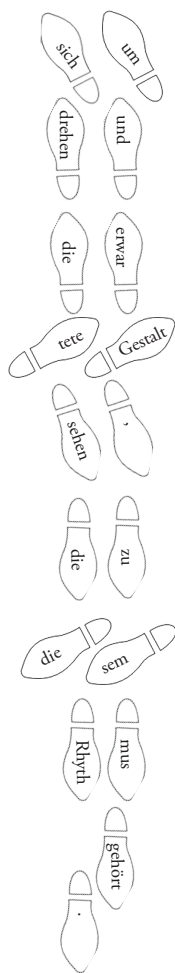
MÖRIKES SCHLÜSSELBEIN

1.

Er konnte immer mit dem Nacken (das heißt mit den Ohren) die Stöckelschuhe erkennen, die ihn gerade angingen. Sich umdrehen und unfehlbar die erwartete Gestalt sehen, die zum jeweiligen Schrittrhythmus gehörte.

Als er im Kindergarten auf seine Mutter gewartet und gedacht hatte, sie komme nie wieder, konnte er das Klappern ihrer Lackschuhe von allen anderen unterscheiden und dann den fadenscheinigen Stoffhasen in den Sandkasten fallen lassen und sich umdrehen – es war jedes Mal sie gewesen! Später gab es ein Mädchen in der Schule, von dem er heute kaum mehr wusste, als dass es schwarze Schuhe mit weißem Perlmutterknopf hatte. Lange Zeit schienen alle Frauen weiche lautlose Schuhe zu tragen, bis sogar zwei in den Bereich seiner Aufmerksamkeit traten, die laut stöckelten. Wenn ein sehr junger Mensch (ein Kind) beginnt (als Andreas als Kind begann), Gedichte zu lesen, weiß (wusste) er überhaupt nicht, wie sie (literaturgeschichtlich) einzuordnen sind (waren). Später, falls man später zur Literaturgeschichte kommt (als Andreas zur Literaturgeschichte kam) sagt man (sagte Andreas) sich: »Ach, *das* war das!«

Genau so ist es mit den anderen Lebenseindrücken, die früher kommen als das Verständnis für sie. Erst später sagt man sich: Ach, *das* war das!



Vorgestern hat er sich in der Mensa zu einem leisen Klipp-Klapp umgedreht, schon in der Drehung wissend, dass es Laura sein wird. Und das war sie. Streichholzmädchen, mit langem Körper und rundem dunklem Kopf; mit etwas herabgelaufenem Schwefel am Nacken seines Zündkopfs: das dunkle Haar

eigentlich zu dünn für diese Jahreszeit waren. Und Moritz hatte normale Männerschuhe.

»Hör mal, Andreas, braucht Franziska nicht vielleicht doch eine Mütze? Bei diesem Wind. Sie friert, schau.«

»Das hättest du Sabine sagen sollen, bevor wir losgefahren sind. Siehst du nicht, sie ist ohnehin genervt. Sie hat wohl wieder ein Drama mit ihrem Freund, und da kommen wir mit unserem dummen ›du solltest dich wärmer anziehen, Schätzchen!‹ Was soll ich machen?«, sagt Andreas.

Marina lacht und sagt: »Ja, nach dem Motto ›Setz die Mütze auf, *ich* friere!‹ Na gut«, sie sagt nicht, dass es eigentlich Andreas ist, der Sabine hätte fragen sollen, schließlich ist Sabine seine und nicht Marinas gewesene Frau. »Wie du meinst. Sie ist schließlich dein Kind.«

War es eine gute Idee, fürs Wochenende nach Tübingen zu fahren? Mit Marina und den Kindern? Sie scheinen sich immerhin gut zu verstehen.

Wieder Stöckelschuhe, aber jetzt nicht mehr so gut hörbar, weil die dazugehörige Gestalt (Marina) bereits vor ihm ist, das Bild dämpft den Klang: klein, zierlich, damenhaft angezogen, Pfennigabsätze. Es geht ihm, als hätte er einmal ein Mädchen in Sneakers, Jeans und T-Shirt gesehen und das nächste Mal eine Frau in Kostüm und Pumps. In der Zeit dazwischen liegt ihr Leben, das nichts mit seinem Leben zu tun hat. Neben ihr Franziska, die Stöckelschuhe hasst, weil sie ihre Größe noch nicht zu schätzen weiß und in ihrem Körper noch unsicher ist. Komisches Bild. So klein die eine. So groß die andere.



Marina bleibt im Bogendurchgang zum Kreuzgang des Stiftes stehen. Vor einer Vitrine linker Hand.



»Franziska, schau mal!«, sagte sie und bereute fast, dass sie das einem so sensiblen Mädchen wie Franziska zeigte: Im Schaufenster leuchtete opak das Schlüsselbein von Eduard Mörike. In einer Glas- oder Plastiksachtel. Mit einem Zettel versehen:

Schlüsselbein des Dichters Eduard Mörike (1804-1875)

(clavicula moericensis poetae)

Exhum. № 40482

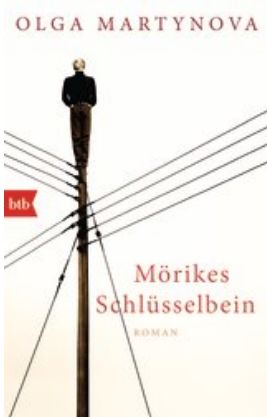
Leihgabe des Pragfriedhofs in Stuttgart

Überraschend viele Abtönungen von Cremebeige, Aschgrau und Honigbräunlich für ein schmales und nicht sonderlich langes Stück Bein auf einem bordeauxfarbenen Tuch.

Als Marina den angewiderten Blick des Mädchens sah, begann sie, um es abzulenken, von Mörike zu erzählen, alles, was sie noch wusste, dass er einer der vielen berühmten Schüler des Tübinger Stiftes gewesen war, dass sie einmal eins seiner Gedichte ins Russische übersetzt hatte, für eine Semesterarbeit über »Todesangst und Romantik«. Das Gedicht hieß »Erinna an Sappho«:

Dass du zu früh dir nicht die braune Locke mögest
Für Erinna vom lieben Haupte trennen –

sprach die Poetin Erinna, nicht ahnend, dass ihr eigenes Los war, 19-jährig zu sterben. Dann dachte Marina, dass Franziska gerade 19 war.



Olga Martynova

Mörikes Schlüsselbein

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74644-6

btb

Erscheinungstermin: Februar 2015

Ausgezeichnet mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis!

Marina und Andreas sind ein mehr oder weniger stabil verheiratetes russisch-deutsches Paar in den besten Jahren, in ihrem Freundeskreis Schriftsteller, Dichter, Künstler: Doch der Ballerina Antonia sind die Menschen ausgegangen, denen sie von ihren Tourneen Geschenke mitbringen kann. Und aus dem Russisch-Studenten John ist ein Agent geworden. Und während der alte russische Dichter Fjodor stirbt, werden gerade wieder neue Künstler geboren: Andreas' und Marinas Kinder zum Beispiel. Scharfsichtig und humorvoll erzählt Olga Martynova von Russen und Deutschen, von Dichtern, vom Eheleben und vom Erwachsenwerden.